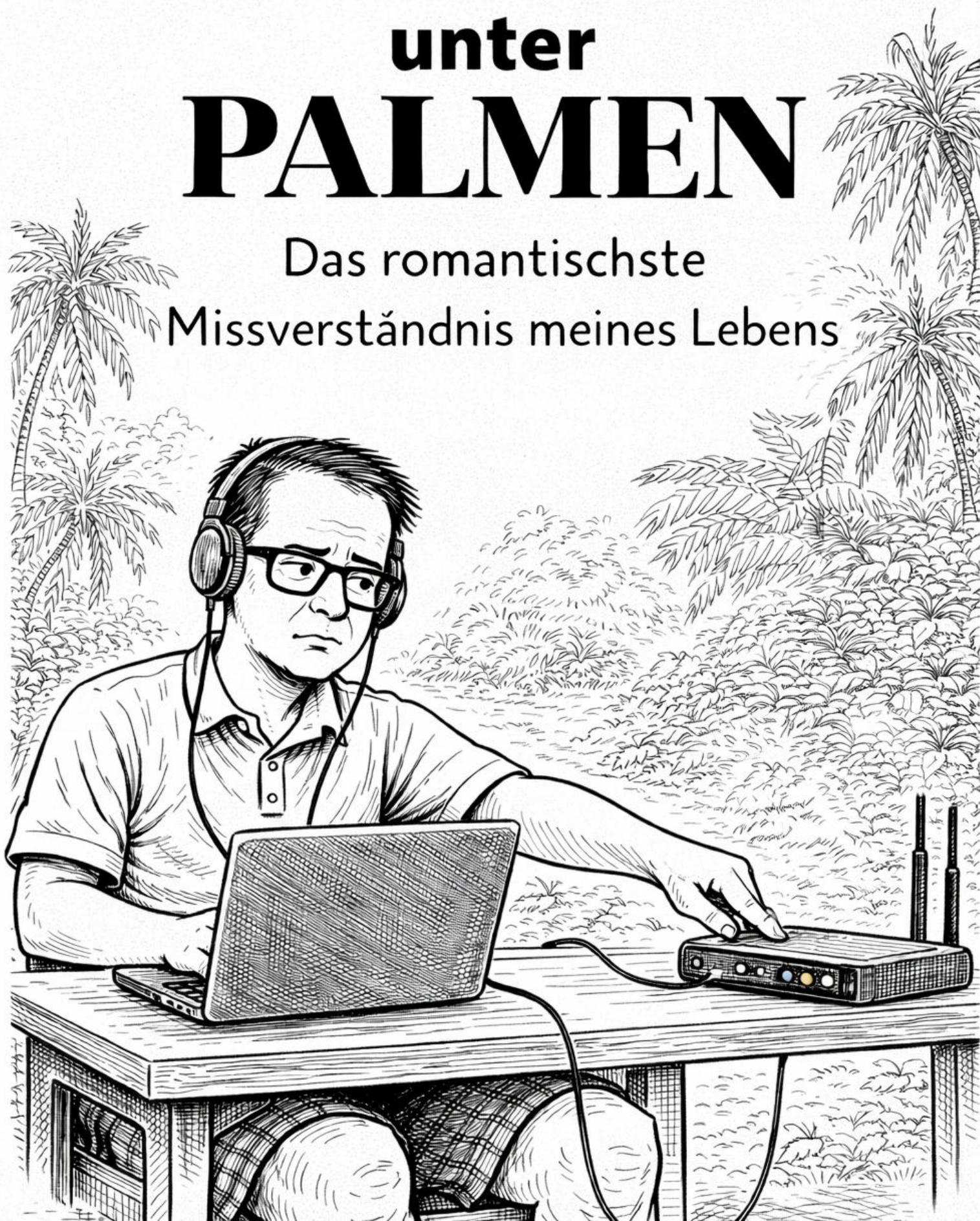


Heiko R. – Der Deutschlehrer aus Kampot

ONLINE unter PALMEN

Das romantischste
Missverständnis meines Lebens



Vorwort

Wenn Sie dieses Buch in der Hand halten, denken Sie vermutlich eines von zwei Dingen:

Entweder: „Ach, wie schön. Ein Mann, der unter Palmen sitzt und ein bisschen online unterrichtet. Das hätte ich auch gern.“

Oder: „Der hat es sich aber gut eingerichtet.“

Beides ist falsch.

Aber ich verstehe, warum man das denkt.

Seit ich online unterrichte, gibt es dieses romantische Bild. Shorts, Laptop, Palmen im Hintergrund, vielleicht ein leichter Wind, der symbolisch für Freiheit steht. Das Problem ist nur: Der Wind ist meistens zu heiß, der Router blinkt, als hätte er eigene Lebenspläne, und Freiheit bedeutet vor allem, dass niemand kommt, wenn das Internet beschließt, heute frei zu machen.

Ich bin seit vierzig Jahren nicht mehr in Deutschland. Ich habe in Italien gearbeitet, Hotels geleitet, organisiert, strukturiert, gerechnet, entschieden. Ich hatte Titel. Türen mit meinem Namen. Meetings. Verantwortung.

Heute sitze ich in Shorts und erkläre Dativ.

Und wissen Sie was?

Die Verantwortung ist nicht kleiner geworden. Sie sieht nur anders aus.

Dieses Buch ist kein Auswanderer-Ratgeber.

Es ist kein Selbsthilfebuch.

Und es ist ganz sicher keine spirituelle Anleitung zum Leben unter Palmen.

Es ist ein Versuch, mit Humor auf das zu schauen, was passiert, wenn deutsche Ordnung auf tropische Realität trifft. Wenn Planung auf „mal sehen“ stößt. Wenn Struktur auf Schulterzucken trifft. Und wenn man irgendwann merkt, dass man selbst zwischen all dem auch ein bisschen komisch geworden ist.

Ich nehme mich in diesem Buch durchaus auf die Schippe. Man sollte das tun, wenn man in Shorts Konjunktiv II erklärt. Das schützt vor übertriebener Wichtigkeit.

Aber hinter dem Humor steckt auch etwas Ernstes: Arbeit bleibt Arbeit – egal ob im Anzug oder in Sandalen. Disziplin bleibt Disziplin – auch wenn Palmen im Hintergrund stehen. Und ein Missverständnis bleibt ein Missverständnis, selbst wenn es romantisch aussieht.

Wenn Sie also denken, „Online unter Palmen“ sei ein Urlaubstagebuch, dann lassen Sie sich überraschen.

Es ist eher eine Sammlung kleiner Zusammenstöße zwischen Erwartung und Realität – mit etwas Ironie, etwas Biss und hoffentlich genug Selbstironie, damit man beim Lesen nicht nur nickt, sondern auch schmunzelt.

Und falls Sie sich irgendwann fragen, ob das alles wirklich so passiert ist –

Dann sage ich nur:

Fast alles.

Heiko R.

Der Deutschlehrer aus Kampot

VORWORT

Ich lebe in Kambodscha.

Ein tropisches Land, in dem Dinge manchmal später passieren, manchmal gar nicht und manchmal überraschend anders als geplant.

Und ich habe dort etwas Entscheidendes gelernt:

Man kann aus Deutschland auswandern.

Aber Deutschland wandert nicht so leicht aus einem selbst aus.

Ich dachte früher, ich sei flexibel.

Offen.

Anpassungsfähig.

Dann stand ich hier in Kampot an einer improvisierten Warteschlange, die keine Linie hatte, keine Reihenfolge und keine erkennbare Logik.

Und ich merkte:

Ich bin innerlich unruhig.

Nicht, weil etwas Schlimmes passiert wäre.

Sondern weil niemand wusste, wer als Nächstes dran ist.

Das ist der Moment, in dem man erkennt, wie deutsch man wirklich ist.

Ich bin kein Patriot.

Ich verteidige nicht alles, was aus Deutschland kommt.

Und ich halte auch nicht alles für überlegen.

Aber ich habe festgestellt:

Wir Deutschen sind ein eigenes Ökosystem.

Wir lieben Struktur.

Wir vertrauen Formularen mehr als Menschen.

Wir halten Regeln nicht nur ein – wir bewachen sie.

Und ich nehme mich da nicht aus.

Dieses Buch ist keine Abrechnung mit Deutschland.

Und es ist auch keine Liebeserklärung.

Es ist eher eine nüchterne Beobachtung aus sicherer Entfernung.

Mit einem kleinen Lächeln.

Und gelegentlich einem leichten Kopfschütteln – über andere.

Und über mich selbst.

Denn wer 10.000 Kilometer entfernt lebt und sich trotzdem innerlich über fünf Minuten Verspätung aufregt,

der sollte vielleicht nicht nur sein Land analysieren.

Sondern auch sich selbst.



KAPITEL 1

Pünktlichkeit ist kein Talent – es ist ein Reflex

Ich war lange der Meinung, ich sei entspannt geworden.

Tropische Temperaturen, langsames Leben, keine deutschen Behörden in Sicht – das verändert einen Menschen, dachte ich.

Bis zu dem Moment, als ich jemanden um 18:00 Uhr treffen wollte.

Er kam um 18:07 Uhr.

Und ich merkte:

Ich hatte innerlich schon eine kleine Strichliste geführt.

In Deutschland ist 18:00 Uhr nicht ungefähr.

18:00 Uhr ist 18:00 Uhr.

Nicht 17:59 Uhr – das wäre übertrieben.

Nicht 18:03 Uhr – das ist bereits auffällig.

18:00 Uhr bedeutet: Man steht da. Bereit. Pünktlich.

Hier in Kambodscha bedeutet 18:00 Uhr manchmal:

„Wir sehen uns am frühen Abend.“

Das ist kein Vorwurf.

Das ist eine kulturelle Realität.

Aber mein inneres System reagiert trotzdem.

Ich schaue auf die Uhr.

Noch einmal.

Und noch einmal.

Nicht aus Ärger.

Sondern aus Gewohnheit.

Pünktlichkeit ist in Deutschland keine Tugend.

Sie ist eine Erwartung.

Man entschuldigt sich für zwei Minuten Verspätung.

Man plant fünf Minuten Puffer ein.

Man fährt lieber zu früh los als zu spät.

Und ich bin nicht besser.

Ich bin der Mann, der lieber zehn Minuten wartet, als eine Minute zu spät zu kommen.

Ich bin der Mann, der sagt:

„Kein Problem.“

Und innerlich denkt:

„Sieben Minuten.“



Ich war an diesem Abend wieder einmal viel zu früh da.

Das Absurde daran: Ich wusste es. Ich hatte es sogar einkalkuliert. Und trotzdem stand ich zehn Minuten vor dem vereinbarten Termin an einer Kreuzung in Kampot und tat so, als hätte ich zufällig gerade nichts anderes vor.

Der Treffpunkt war unspektakulär. Ein kleiner Marktstand mit einem Wellblechdach, zwei Palmen, die eher dekorativ als schattenspendend wirkten, ein paar Plastikstühle und ein Schild, das wahrscheinlich einmal eine klare Botschaft hatte. Jetzt war es eher eine Erinnerung an eine Botschaft.

Es war warm. Nicht dramatisch warm. Einfach tropisch. Ein paar Motorroller fuhren vorbei, jemand lachte, irgendwo klirrte Geschirr. Alles bewegte sich in einem Tempo, das deutlich machte: Hier hat niemand einen Anschlusszug zu erreichen.

Ich hingegen schaute auf meine Uhr.

17:52.

Der Termin war um 18:00 Uhr.

Niemand hatte verlangt, dass ich früher erscheine. Niemand hätte es erwartet. Aber ich konnte nicht anders. Zu früh zu kommen fühlt sich in mir sicherer an als pünktlich. Pünktlich zu kommen fühlt sich sicherer an als zu spät.

Zu spät zu kommen fühlt sich an wie ein moralischer Makel.

Ich beobachtete mich selbst dabei, wie ich die Straße entlangblickte. Nicht ungeduldig. Eher wachsam. Als würde ich gleich eine wichtige Lieferung entgegennehmen.

17:57.

Jetzt begann mein innerer Countdown. Nicht laut, nicht dramatisch – aber sehr zuverlässig. Ich bemerkte, wie ich automatisch gerader stand. Man will ja nicht überrascht werden, wenn die Uhr umspringt.

18:00.

Niemand da.

Ich nickte innerlich. Das war noch im Rahmen. Man kann nicht erwarten, dass jemand exakt im Moment des Stundenwechsels um die Ecke biegt. Das wäre ja übertrieben. So extrem sind wir Deutschen auch wieder nicht.

18:02.

Ich sagte mir: Ganz ruhig. Du lebst in Kambodscha. Hier beginnt der Abend, wenn er beginnt. Zeit ist kein militärisches Kommando.

18:04.

Ich schaute noch einmal auf die Uhr. Nur um sicherzugehen, dass sie nicht falsch geht. Sie ging richtig.

18:06.

Jetzt wurde es interessant. Nicht, weil ich wütend war. Sondern weil ich mich selbst beobachtete. Ich merkte, wie in meinem Kopf eine kleine Liste entstand. Keine sichtbare. Keine offizielle. Aber eine sehr ordentliche.

Sechs Minuten.

Ich fragte mich ernsthaft, ob mein Bekannter vielleicht in einen Verkehrsunfall verwickelt war. Oder ob sein Motorroller streikte. Oder ob er die Zeit falsch verstanden hatte.

Es ist bemerkenswert, wie schnell ein deutscher Kopf aus sechs Minuten Verspätung ein mögliches Drama konstruiert.

18:08.

Da kam er.

Entspannt. Lächelnd. Mit dieser selbstverständlichen Ruhe, die Menschen haben, die nicht in Minuten denken. Er hob die Hand.

„Hey!“

Ich hob ebenfalls die Hand. Wahrscheinlich etwas kontrollierter.

„Alles gut?“, fragte er.

„Natürlich“, sagte ich. Und es war tatsächlich alles gut. Niemand war zu Schaden gekommen. Die Welt hatte sich nicht verschoben. Die Palmen standen immer noch dort, wo sie vorher gestanden hatten.

Und trotzdem hörte ich in meinem Inneren eine kleine Stimme, die sagte:

Acht Minuten.

Nicht vorwurfsvoll. Nur registrierend. Wie ein Beamter, der einen Stempel setzt. Datum, Uhrzeit, Aktenzeichen.

Mir wurde in diesem Moment klar, dass Pünktlichkeit für uns Deutsche weniger eine Tugend ist – und mehr eine Art innerer Sicherheitsmechanismus. Wenn etwas um 18:00 Uhr beginnt, dann beginnt es um 18:00 Uhr. Dann wissen wir, woran wir sind. Dann ist die Welt für einen kurzen Augenblick berechenbar.

Vielleicht haben wir einfach eine tiefe Liebe zur Vorhersehbarkeit.

Vielleicht fühlen wir uns wohler, wenn Dinge exakt starten.

Vielleicht glauben wir insgeheim, dass Respekt sich in Minuten messen lässt.

Und ich? Ich bin keine Ausnahme.

Ich bin der Mann, der lieber zwanzig Minuten zu früh am Flughafen ist und sich dann über die Verspätung des Fluges beschwert.

Ich bin der Mann, der „Kein Problem“ sagt – und dabei innerlich exakt weiß, wie viele Minuten es waren.

Und das Verrückte ist: Je länger ich hier lebe, desto deutlicher sehe ich das.

Ich bin entspannter geworden. Ja.

Ich rege mich nicht mehr auf.

Aber ich registriere.

Und ich werde vermutlich auch mit achtzig noch innerlich denken:

„Fünf Minuten.“

Nicht, weil ich streng sein will.

Sondern weil ich Deutscher bin.

Kapitel 2

Direktheit – oder: Warum ich Dinge sage, die man vielleicht nicht sagen sollte

Ich habe lange geglaubt, ich sei ein höflicher Mensch.

Wirklich.

Ich sage „bitte“, „danke“, halte Türen auf und nicke freundlich, wenn mir jemand entgegenkommt. Ich sehe mich selbst als sozial kompatibel.

Bis ich in Kambodscha gemerkt habe, dass ich offenbar eine Eigenschaft besitze, die man hier nur sehr vorsichtig einsetzt:

Direktheit.

In Deutschland gilt es als effizient, Dinge klar zu formulieren. Man spart Zeit. Man spart Missverständnisse. Man spart Energie.

„Das funktioniert so nicht.“

„Das ist falsch.“

„Das müssen wir anders machen.“

In meinem Kopf sind das keine Beleidigungen. Das sind präzise Hinweise.

Hier allerdings merkte ich relativ schnell, dass solche Sätze eine gewisse Sprengkraft besitzen.

Einmal stand ich vor einem kleinen Café und bestellte einen Kaffee. Er kam. Er war süß. Sehr süß. So süß, dass ich kurz überlegte, ob ich ihn trinken oder konservieren sollte.

Also sagte ich – ganz sachlich:

„Der ist ein bisschen zu süß.“

In Deutschland wäre das der Beginn einer lösungsorientierten Diskussion.

Hier wurde ich angeschaut, als hätte ich gerade die Existenz des Kaffees persönlich infrage gestellt.

Mir wurde erklärt, dass der Kaffee „normal“ sei.

Ich erklärte wiederum, dass er für mich etwas süß sei.

In diesem Moment verstand ich, dass ich gerade eine kulturelle Operation am offenen Herzen durchführte – nur wegen Zucker.

Wir Deutschen glauben oft, wir seien einfach nur ehrlich.

In Wirklichkeit sind wir manchmal erstaunlich ungebremst.

Wenn ein deutscher Handwerker sagt:

„Das sieht aber schief aus.“

Dann ist das keine emotionale Aussage. Das ist eine Feststellung. Objektiv. Fast wissenschaftlich.

Wenn ich hier sage:

„Das ist nicht richtig.“

Dann klingt das offenbar eher wie:

„Du bist nicht richtig.“

Das war nie meine Absicht.

Aber Absicht spielt bei Direktheit eine untergeordnete Rolle. Wirkung zählt.

Ich habe festgestellt, dass ich selbst in freundlichen Gesprächen eine gewisse Präzision habe, die man auch als schonungslos interpretieren könnte.

Wenn mir jemand etwas erklärt und ich verstehe es nicht, sage ich:

„Das ergibt keinen Sinn.“

In Deutschland signalisiert das: Erklär es bitte noch einmal.

Hier signalisiert es möglicherweise: Du redest Unsinn.

Das wollte ich nie.

Und doch ist da dieser deutsche Reflex zur Klarheit. Wir reden nicht gerne um Dinge herum. Wir haben kein großes Talent für diplomatische Nebelmaschinen.

Manchmal beneide ich Kulturen, in denen Kritik in Watte verpackt wird. In denen man erst fünf Minuten höflich umkreist, bevor man vorsichtig andeutet, dass etwas eventuell nicht optimal sein könnte.

Ich hingegen komme gerne relativ schnell zum Punkt.

Nicht aus Härte.

Sondern aus Gewohnheit.

Einmal sagte mir jemand hier sehr freundlich:

„Vielleicht könnte man das auch anders sehen.“

Ich brauchte drei Sekunden, um zu verstehen, dass das eine sehr elegante Art war zu sagen:

„Du liegst falsch.“

Das war ein lehrreicher Moment.

Seitdem versuche ich manchmal, meine deutsche Direktheit zu bremsen.

Statt „Das ist falsch“ sage ich:

„Vielleicht könnten wir noch einmal schauen.“

Statt „Das funktioniert nicht“ sage ich:

„Eventuell gibt es noch eine andere Möglichkeit.“

Und während ich das sage, merke ich, wie ein kleiner Teil in mir denkt:

Sag doch einfach, was Sache ist.

Direktheit ist wie Pünktlichkeit.

Sie verlässt einen nicht so leicht.

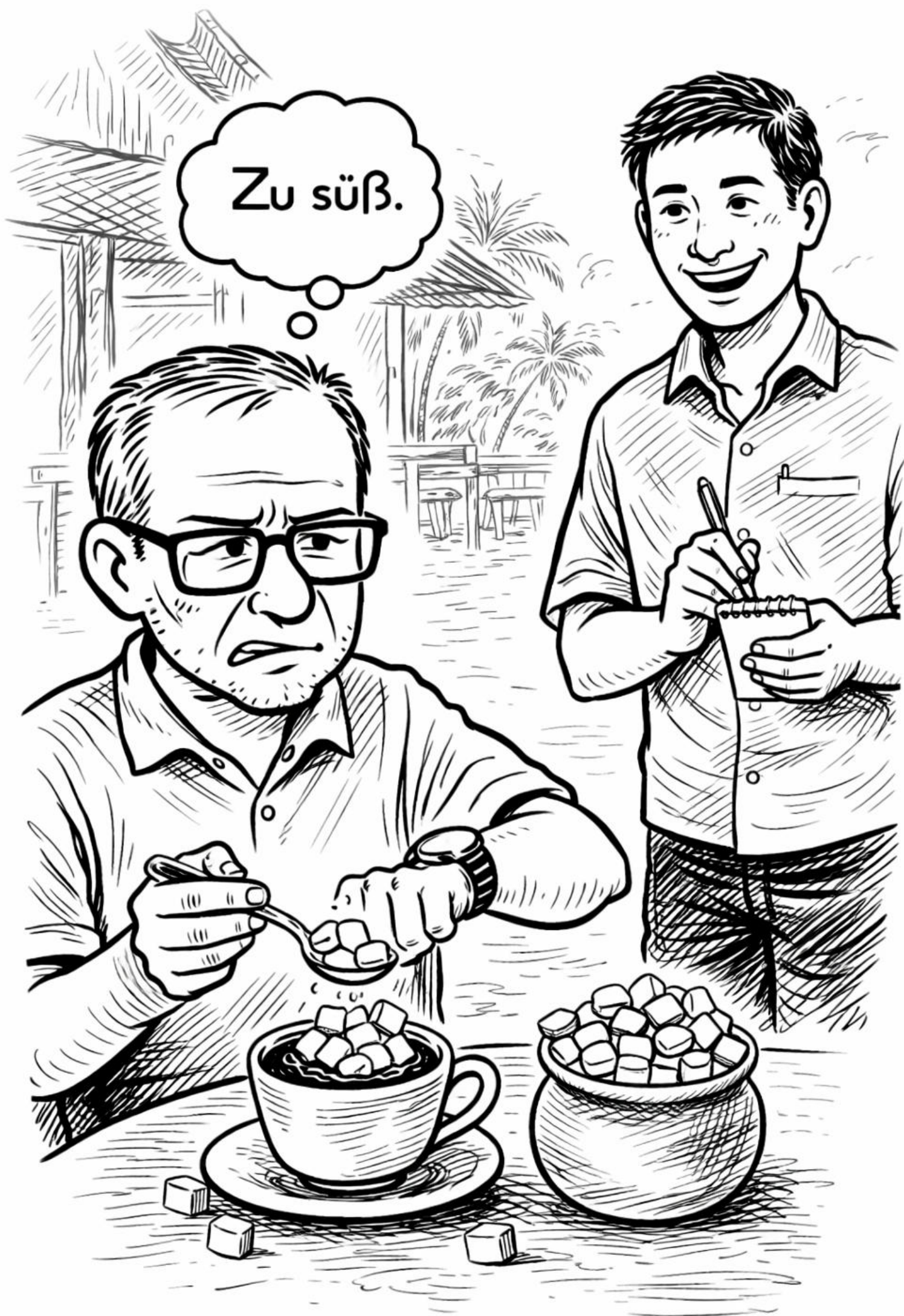
Und vielleicht ist das auch gut so.

Aber manchmal ist es klüger, sie nicht sofort aus der Tasche zu holen.

Wie ein scharfes Werkzeug.

Sehr nützlich.

Aber nicht immer angebracht.



Die Sache mit dem Zucker

Der Kaffee kam in einer kleinen, unscheinbaren Tasse.

Er sah harmlos aus. Dunkel, ordentlich, fast elegant.

Ich nahm den Löffel, rührte einmal um – und bemerkte sofort einen leichten Widerstand.

Das war kein normales Rühren.

Das war eher ein vorsichtiges Umgraben.

Ich schaute in die Tasse.

Zuckerwürfel. Viele Zuckerwürfel.

Nicht aufgelöst. Nicht geschmolzen.

Einfach da.

Ich nahm einen Schluck.

Es war, als hätte man flüssige Dessertsoße in eine Kaffeetasse gefüllt. Mein Gehirn brauchte einen Moment, um das einzuordnen. War das ein Getränk? War das ein Nachtisch? War das eine diplomatische Herausforderung?

Ich legte den Löffel wieder ab und überlegte.

In Deutschland hätte ich ohne größere innere Konflikte gesagt:

„Entschuldigung, der ist etwas zu süß.“

Das ist kein Drama.

Das ist kein Angriff.

Das ist eine sachliche Feststellung mit Lösungswunsch.

Hier saß ich jedoch mit einem Lächeln, das vermutlich ein wenig angestrengt wirkte, und fragte mich: Wie sagt man das jetzt?

Der Kellner stand noch in der Nähe. Er war freundlich, aufmerksam, sehr bemüht. Er schaute mich an, erwartungsvoll.

Ich hob die Tasse noch einmal an, nahm einen zweiten Schluck – vielleicht hatte ich mich getäuscht.

Nein. Das war kein Kaffee.

Das war flüssiger Optimismus.

Ich atmete ein.

„Der ist ein bisschen zu süß“, sagte ich schließlich.

Nicht vorwurfsvoll. Nicht scharf. Wirklich nur beschreibend.

Der Kellner lächelte.

„Normal“, sagte er.

Dieses eine Wort traf mich härter als der Zucker.

Normal.

In diesem Moment wurde mir klar, dass ich gerade nicht nur den Kaffee bewertet hatte – sondern implizit auch die Definition von „normal“.

Ich begann innerlich, mich zu verteidigen.

Ich wollte sagen:

„In Deutschland ist das anders.“

Aber das wäre noch schlimmer gewesen. Als hätte ich gerade internationale Kaffeestandards ins Spiel gebracht.

Also sagte ich stattdessen:

„Vielleicht... weniger Zucker?“

Er nickte, nahm die Tasse, verschwand kurz und kam zurück.

Neue Tasse.

Ich rührte vorsichtig.

Weniger Widerstand.

Ich nahm einen Schluck.

Jetzt war es Kaffee.

Mit leichtem Dessertcharakter – aber akzeptabel.

„Gut“, sagte ich.

Und während ich dort saß, wurde mir etwas bewusst:

Ich halte mich für offen. Für flexibel. Für anpassungsfähig.

Aber offenbar endet meine kulturelle Toleranz beim Zuckergehalt.

Es ist faszinierend, wie schnell man aus einer simplen Geschmacksfrage eine kleine Identitätsfrage machen kann.

Der Kaffee war nicht falsch.

Er war nur nicht deutsch.

Und ich?

Ich war nicht objektiv.

Ich war geprägt.

In Deutschland diskutieren wir über Zucker in Gramm.

Über Röstgrade.

Über Säureanteile.

Hier diskutiert niemand. Hier wird Kaffee getrunken.

Vielleicht liegt der Humor genau darin:

Ich sitze in einem tropischen Land, mit Palmen im Hintergrund, warmem Wind im Gesicht –

und mein größtes inneres Drama ist der Süßungsgrad eines Getränks.

Ich musste über mich selbst lachen.

Nicht laut.

Aber deutlich.

Denn am Ende war es nicht der Kaffee, der zu süß war.

Es war meine Erwartung, dass alles exakt so schmeckt wie zu Hause.

Und das, muss ich zugeben, ist vielleicht die deutscheste Eigenschaft von allen.

Das funktioniert
so nicht.



Das Zoom-Massaker

Ich saß also vor meinem Laptop.

Online-Meeting. Drei Gesichter auf dem Bildschirm. Alle freundlich. Alle motiviert. Alle bereit, etwas gemeinsam zu entwickeln.

Ich nickte.

Ich lächelte.

Ich fühlte mich kooperativ.

Dann wurde ein Vorschlag präsentiert.

Ich hörte zu.

Ich dachte nach.

Und bevor mein diplomatischer Filter auch nur eine Millisekunde reagieren konnte, sagte ich:

„Das funktioniert so nicht.“

Es war kein Schreien.

Es war kein Angriff.

Es war mein ganz normales deutsches Arbeitsgeräusch.

Auf dem Bildschirm passierte etwas Faszinierendes.

Gesicht eins: eingefrorenes Lächeln.

Gesicht zwei: Augen minimal größer.

Gesicht drei: kurze Stille, dann ein vorsichtiges „Oh.“

Ich bemerkte erst in diesem Moment, dass mein Satz online noch viel brutaler wirkt.

Im echten Leben kann man Körpersprache sehen. Ein kleines Lächeln. Ein Zwinkern. Eine Handbewegung.

Online hingegen kommt nur die reine Aussage.

Unverpackt.

„Das funktioniert so nicht.“

Ich sah mich selbst im kleinen Kamerafenster unten rechts.

Strenge Stirn. Brille leicht nach vorne gerutscht.

Ich sah aus wie ein digitaler Oberprüfer.

Ich versuchte sofort, die Lage zu retten.

„Ich meine natürlich... also... vielleicht könnte man... eventuell...“

Aber es war zu spät.

Mein Satz hatte bereits sein Eigenleben entwickelt.

Mir wurde klar, dass ich in meinem Kopf immer noch in einem deutschen Besprechungsraum sitze.

In Deutschland ist „Das funktioniert so nicht“ der Startschuss zur Verbesserung.

Es ist fast ein Kompliment. Es bedeutet: Wir nehmen das ernst.

Online, international, klingt es eher wie:

Projekt beendet. Bitte neu anfangen.

Ich musste plötzlich über mich selbst lachen.

Da sitze ich in Kambodscha.

Kurze Hose. Ventilator läuft.

Palmen vor dem Fenster.

Und rede wie ein sehr strenger deutscher Qualitätsmanager.

Vielleicht ist das die eigentliche Komik.

Ich lebe in einem Land, in dem man Dinge manchmal einfach ausprobiert.

Und ich analysiere sie vorher bis zur Unbeweglichkeit.

Ich begann, meine Sätze bewusst umzubauen.

Statt:

„Das funktioniert so nicht.“

Sagte ich:

„Vielleicht könnten wir eine alternative Lösung prüfen.“

Statt:

„Das ist falsch.“

Sagte ich:

„Interessanter Ansatz.“

Das Problem: Ich hörte selbst, dass ich mich nicht glaubte.

Meine Stimme klang wie ein deutscher Ingenieur, der gezwungen wird, Smalltalk zu machen.

Direktheit ist für uns kein Stilmittel.

Sie ist ein Reflex.

Wie Pünktlichkeit.

Wie Mülltrennung.

Wie das Bedürfnis, eine Anleitung komplett zu lesen, bevor man etwas zusammenbaut.

Und ich merkte:

Ich bin gar nicht hart.

Ich bin einfach deutsch.

Diplomatischer!

Sag einfach die
Wahrheit!



Innere Verhandlungen

Seit einiger Zeit führe ich Gespräche, die niemand außer mir hört.

Sie finden statt, bevor ich einen Satz ausspreche. Manchmal sogar bevor ich ihn tippe. Es sind kurze, aber intensive Verhandlungen zwischen zwei sehr unterschiedlichen Instanzen in meinem Kopf.

Der eine Teil von mir ist pragmatisch. Er liebt Klarheit. Er will Dinge auf den Punkt bringen. Er hat keine Geduld für Umwege. Wenn etwas nicht funktioniert, sagt er: „Das funktioniert so nicht.“ Punkt. Fertig.

Der andere Teil von mir ist in den letzten Jahren deutlich gewachsen. Er hat gelernt, dass Klarheit nicht überall als Serviceleistung verstanden wird. Dieser Teil räuspert sich vorsichtig, bevor ich spreche, und flüstert: „Vielleicht könnte man das noch etwas anders formulieren.“

In besonders sensiblen Momenten sehe ich sie regelrecht vor mir.

Auf meiner linken Schulter sitzt ein Engel mit erstaunlich deutscher Zurückhaltung. Er trägt eine kleine Brille, schaut mich ernst an und sagt in ruhigem Ton: „Formuliere es diplomatischer.“

Auf meiner rechten Schulter sitzt ein Teufel, der nicht einmal wirklich böse wirkt. Eher effizient. Er lehnt sich lässig zurück und meint: „Sag einfach, was Sache ist. Alles andere kostet Zeit.“

Diese beiden diskutieren vor jedem kritischen Satz.

Neulich saß ich wieder vor meinem Laptop. Online-Meeting. Drei kleine Gesichter auf dem Bildschirm, alle freundlich, alle motiviert. Ein Vorschlag wurde präsentiert. Ich hörte zu, nickte, machte mir Notizen.

Und während die Präsentation noch lief, wusste ich bereits: Das wird so nicht funktionieren.

Der Teufel beugte sich vor: „Du weißt es doch. Sag es.“

Der Engel hob beschwichtigend die Hand: „Vielleicht erst loben. Dann vorsichtig andeuten.“

Ich wartete auf eine innere Abstimmung. Sie fand nicht statt.

Mein Mund war schneller.

„Das funktioniert so nicht.“

In dem Moment sah ich meine eigene Kameraansicht. Ich wirkte konzentriert. Ernst. Vielleicht sogar ein wenig streng. Kein Lächeln, das die Aussage hätte abfedern können. Online ist jedes Wort pur.

Auf den anderen Bildschirmen passierte diese kleine, fast unsichtbare Verzögerung. Niemand widersprach. Niemand wurde laut. Aber man konnte sehen, dass mein Satz erst einmal verarbeitet werden musste.

Ich merkte plötzlich, dass ich etwas getan hatte, das in Deutschland völlig normal ist – und hier eine andere Wirkung entfaltet.

In Deutschland ist Direktheit eine Form von Respekt. Man nimmt ein Thema ernst genug, um es klar zu benennen. Man geht davon aus, dass Kritik ein Werkzeug ist, kein Angriff.

Doch außerhalb dieses kulturellen Rahmens wirkt derselbe Satz manchmal wie eine Abwertung.

Der Engel auf meiner Schulter war inzwischen sehr aktiv geworden. „Vielleicht könntest du noch erklären, was genau du meinst“, sagte er.

Der Teufel dagegen schüttelte den Kopf. „Es ist doch offensichtlich.“

Ich begann zu relativieren. „Ich meine natürlich nur den Ablauf. Vielleicht könnte man die Reihenfolge noch einmal prüfen.“

Jetzt klang ich plötzlich wie jemand, der eine Gebrauchsanweisung vorliest.

Es ist erstaunlich, wie kompliziert ein Satz werden kann, wenn man versucht, ihn weich zu machen. Aus einem klaren, kurzen Hinweis wird eine Konstruktion mit Nebensätzen, Eventualitäten und Konjunktiven.

Ich ertappte mich später dabei, wie ich eine E-Mail formulierte und drei verschiedene Versionen desselben Gedankens schrieb.

Version eins:

„Das ist falsch.“

Gelöscht.

Version zwei:

„So ergibt das keinen Sinn.“

Gelöscht.

Version drei:

„Eventuell könnte man diesen Punkt noch einmal überprüfen, um Missverständnisse zu vermeiden.“

Der Teufel stöhnte innerlich.

Der Engel nickte zufrieden.

Und ich saß da und fragte mich, wann aus einem einfachen Hinweis eine rhetorische Feinmechanik geworden ist.

Vielleicht ist das die eigentliche Komik meiner Situation. Ich halte mich für offen, flexibel, weltoffen. Ich lebe in einem tropischen Land, trage kurze Hosen, sitze unter Palmen – und betreibe gleichzeitig deutsche Qualitätskontrolle in Reinform.

Ich will niemanden verletzen. Wirklich nicht. Aber ich will auch nicht so tun, als wäre alles gleich gut, nur um die Harmonie zu bewahren.

Zwischen diesen beiden Polen bewege ich mich inzwischen täglich.

Der Engel flüstert: „Diplomatischer.“

Der Teufel sagt: „Sag die Wahrheit.“

Und ich versuche, beides miteinander zu vereinbaren – ohne mich selbst völlig zu verlieren.



Betreff Mögliche Optimiening

An: Max, Lisa, Team
Hochbeettbau-Komitee

Das ist falsch.

- ~~So erijlet das kinen Sinn.~~
 - ~~Potenzial für Verbeizenig vorkörder.~~
 - ~~Eventuell könnte man tienisn savortienh.en!~~
- Keum Missstrénsthssinsse zu verbñerlem..

Der diplomatische Marathon

Ich sitze also vor dieser E-Mail, die im Grunde nur eine einzige Botschaft transportieren soll.

In meinem Kopf ist sie kristallklar. Glasklar. Laserpräzise.

Die Sache funktioniert nicht.

Nicht ein bisschen nicht. Nicht vielleicht nicht.

Sondern objektiv, nachvollziehbar, praktisch nicht.

In Deutschland wäre das kein Problem. Man schreibt so etwas. Man bekommt eine Antwort. Man diskutiert. Man verbessert.

Hier beginne ich plötzlich, mich selbst zu moderieren.

Ich tippe zunächst völlig selbstverständlich:

„Das ist falsch.“

Ich lehne mich zurück.

Ich lese es noch einmal.

Und in diesem Moment stelle ich mir vor, wie diese E-Mail irgendwo auf einem anderen Bildschirm geöffnet wird. Wie jemand sie liest. Wie der Satz ohne Mimik, ohne Augenzwinkern, ohne erklärende Handbewegung dort steht.

Schwarz auf Weiß.

Ungefiltert.

„Das ist falsch.“

Ich sehe förmlich, wie der Engel auf meiner Schulter langsam die Stirn runzelt.

„Vielleicht könntest du... also... ein kleines bisschen...“

Ich lösche den Satz. Nicht, weil er sachlich falsch wäre. Sondern weil ich beginne, seine Wirkung zu spüren.

Ich tippe neu.

Diesmal erkläre ich erst einmal den Kontext. Zwei Sätze Einleitung. Dann noch einen dritten. Ich formuliere vorsichtig, dass es unterschiedliche Perspektiven geben könnte. Dass es eventuell hilfreich wäre, einen Schritt zurückzutreten.

Während ich schreibe, merke ich, dass mein Text wächst.

Er wächst wie ein Sicherheitsnetz.

Aus einem einzigen klaren Gedanken wird ein Absatz. Dann zwei.

Ich erkläre, dass ich den Einsatz schätze. Dass ich die Idee grundsätzlich interessant finde. Dass es vielleicht sinnvoll sein könnte, bestimmte Aspekte noch einmal zu prüfen, um langfristig Missverständnisse zu vermeiden.

Ich lese mir das Ganze durch.

Es klingt freundlich. Sehr freundlich.

Vielleicht sogar vorbildlich freundlich.

Aber irgendwo zwischen Zeile drei und fünf habe ich mich selbst verloren.

Was ich eigentlich sagen wollte, war immer noch: So geht das nicht.

Ich stelle mir vor, wie ein deutscher Kollege diese E-Mail lesen würde. Er würde vermutlich denken: Warum schreibt er so kompliziert? Was genau meint er eigentlich?

Der Teufel auf meiner Schulter meldet sich wieder.

„Du hast gerade vierzig Wörter benutzt, um elf Zeichen zu vermeiden.“

Er hat nicht ganz unrecht.

Ich beginne zu lachen. Leise, aber ehrlich. Denn ich erkenne mich selbst in dieser absurden Situation.

Ich lebe unter Palmen, trinke Kaffee, der manchmal eher Dessert ist, und führe gleichzeitig einen hochpräzisen inneren Diskurs über den angemessenen Härtegrad einer E-Mail.

Vielleicht ist das der wahre Kern der Sache:

Direktheit fühlt sich für uns nicht hart an.

Sie fühlt sich sauber an.

Aber Sauberkeit kann steril wirken, wenn man sie nicht ein wenig temperiert.

Ich sitze also da, tippe, lösche, tippe neu – und merke plötzlich, dass ich nicht nur eine E-Mail schreibe.

Ich schreibe an meiner eigenen kulturellen Übersetzung.

Zwischen „Das ist falsch“

und

„Vielleicht könnten wir diesen Punkt noch einmal gemeinsam überdenken“

liegen nicht nur Wörter.

Dazwischen liegt ein ganzes Land.

Und irgendwo dazwischen sitze ich.

Mit Engel.

Mit Teufel.

Und mit einem Cursor, der geduldig blinkt.

Kapitel 3

Bürokratie – Ein Verhältnis mit Nebenwirkungen

In Deutschland habe ich mich nie als Freund der Bürokratie verstanden. Ich habe mich über sie beschwert, über ihre Starrheit, ihre Formulare, ihre Termine, ihre Stempel, die immer genau dann fehlten, wenn man sie brauchte. Ich habe gewartet, Nummern gezogen, Schilder gelesen, die mehr erklärten, als man eigentlich wissen wollte, und bin nicht selten mit dem Gefühl nach Hause gegangen, dass man es mir unnötig kompliziert gemacht hatte. Und doch hatte das Ganze etwas Merkwürdig Beruhigendes.

Man wusste, woran man war. Man wusste zumindest, warum etwas nicht funktionierte. Wenn ein Antrag nicht vollständig war, wurde einem das mitgeteilt. Wenn eine Unterschrift fehlte, fehlte sie eben. Es war ärgerlich, manchmal sogar lächerlich, aber es war eindeutig. Man stand nicht ratlos da, sondern genervt – und informiert. Das ist ein Unterschied, den man erst bemerkt, wenn er fehlt.

Hier, in meinem neuen Alltag, begegnete mir Verwaltung anders. Nicht chaotisch, nicht unfähig, sondern einfach weniger formalisiert. Ich ging eines Tages mit einer sorgfältig vorbereiteten Mappe zu einem Amt, wie ich es aus Deutschland gewohnt war. Jede Kopie war geordnet, jede Seite kontrolliert, jede mögliche Rückfrage antizipiert. Ich hatte mich innerlich auf Diskussionen eingestellt. Auf Nachforderungen. Auf Sätze wie: „Das ist so nicht ausreichend.“

Stattdessen wurde ich freundlich begrüßt. Meine Unterlagen wurden angeschaut, nicht seziert. Man nickte. Man stellte eine oder zwei Fragen, die erstaunlich unkompliziert waren. Und dann fiel ein Wort, das in Deutschland selten als abschließende Verwaltungshandlung taugt: „Okay.“

Okay.

Kein Formular in dreifacher Ausfertigung. Kein Hinweis auf eine fehlende Anlage. Kein Stempel, der mit hörbarem Druck auf das Papier gesetzt wird. Nur ein freundliches Okay.

Ich verließ das Gebäude mit einem Lächeln – und einer merkwürdigen inneren Unsicherheit. War das jetzt alles? Hatte ich wirklich alles erledigt? Oder war ich gerade nur freundlich verabschiedet worden, während der eigentliche Vorgang noch irgendwo unsichtbar weiterlief?

Es ist ein seltsamer Moment, wenn man merkt, dass einen nicht die Bürokratie nervös macht, sondern ihre Abwesenheit. Ich hatte mich so sehr daran gewöhnt, dass jeder Schritt dokumentiert, bestätigt, datiert wird, dass mir das Fehlen dieser Bestätigung fast wie ein Versäumnis vorkam. Nicht ihr Versäumnis. Meines.

Vielleicht ist das der eigentliche Kern meiner deutschen Prägung: Ich vertraue Systemen mehr als Situationen. Ein Formular mag lästig sein, aber es gibt mir das Gefühl, dass der Vorgang existiert. Eine Nummer bedeutet, dass ich Teil eines Ablaufs bin. Ein Stempel sagt mir: Hier wurde etwas offiziell.

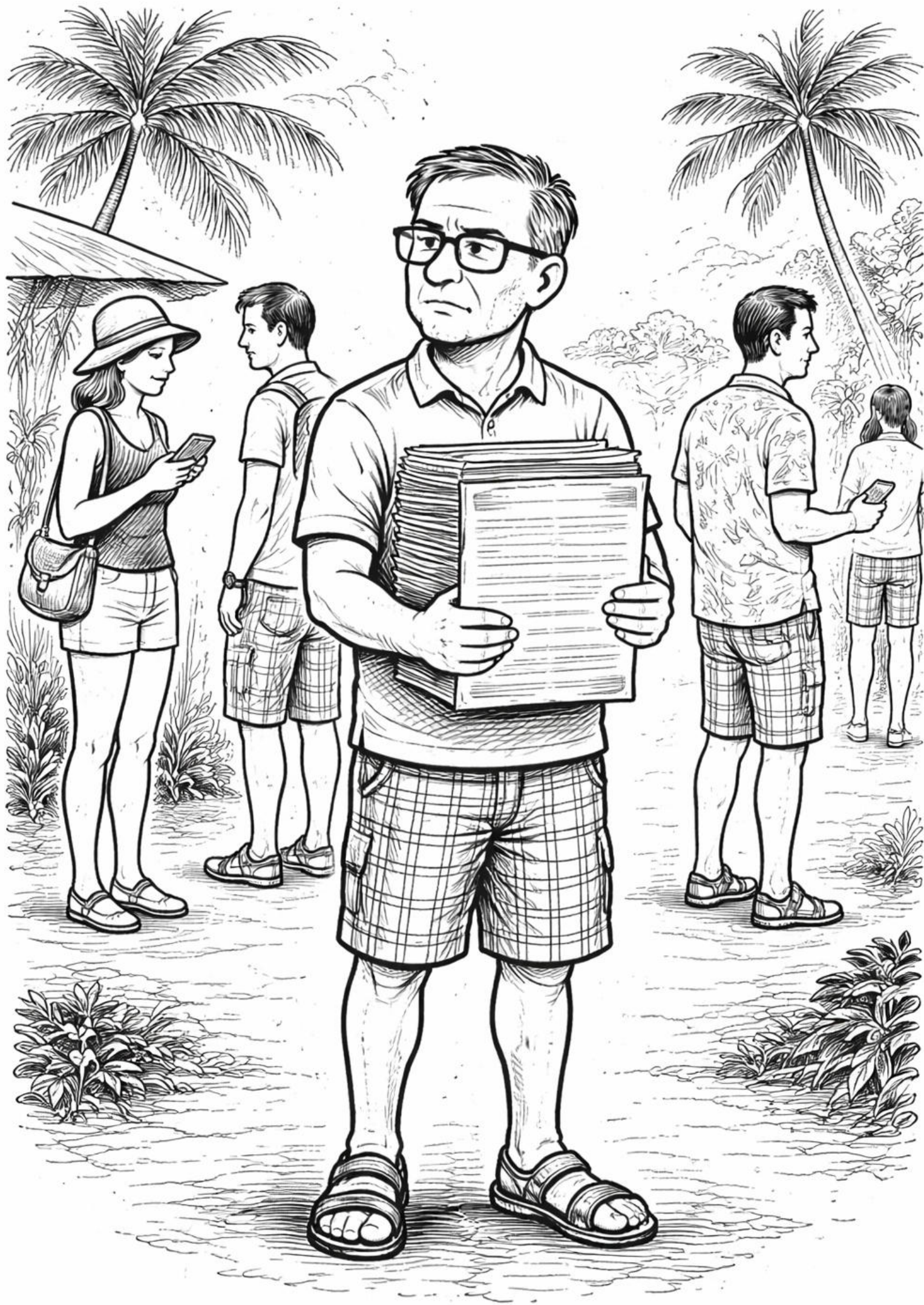
In Deutschland hätte ich mich vermutlich über zusätzliche Anforderungen beschwert. Hier ertappte ich mich bei dem Gedanken, ob ein kleiner Hinweiszettel mit dem Wort „Erledigt“ nicht doch hilfreich gewesen wäre.

Das ist kein Vorwurf an das Land, in dem ich lebe. Es ist eher eine Beobachtung über mich selbst. Über die Art, wie man Sicherheit definiert. Manche Menschen definieren sie über Vertrauen und Flexibilität. Ich scheine sie über Dokumentation zu definieren.

Ich sitze also in einem tropischen Land, in dem vieles pragmatisch geregelt wird, und spüre gleichzeitig diesen leisen Wunsch nach einer Aktennummer. Nicht aus Misstrauen, sondern aus Gewohnheit. Und genau in diesem Widerspruch liegt der Humor.

Man kann über deutsche Bürokratie lachen, solange man mitten in ihr steht. Aber wenn man weit genug entfernt ist, merkt man plötzlich, dass sie nicht nur Hindernis war, sondern auch Struktur. Und Struktur, so scheint es, ist etwas, das man nicht einfach ablegt, nur weil man den Wohnort wechselt.

Vielleicht werde ich nie ein leidenschaftlicher Verteidiger von Formularen. Aber ich habe gelernt, dass ich ohne sie etwas länger brauche, um mich sicher zu fühlen. Und das ist wahrscheinlich die deutscheste Erkenntnis, die ich bisher im Ausland gewonnen habe.



Kapitel 4

Der Tag, an dem ich verhandelt habe

Es gibt Dinge, auf die bereitet dich kein Deutschkurs vor. Kein Integrationsseminar, kein Ratgeber, kein Erfahrungsbericht. Zum Beispiel der Moment, in dem du plötzlich über den Preis einer Plastikschüssel diskutierst, als ginge es um einen Immobilienkauf in München.

Ich wollte nur eine Schüssel kaufen.

Eine ganz normale Schüssel.

Kein Luxusmodell.

Kein handgeschnitztes Unikat.

Plastik. Blau. Funktional.

„How much?“ fragte ich.

Die Verkäuferin nannte einen Preis.

Ich nickte.

Nicht zustimmend – sondern registrierend.

In meinem Kopf begann sofort ein innerer Vergleich. Was kostet so etwas in Deutschland? Wie hoch ist der Umrechnungskurs? Ist das fair? Ist das Touristenaufschlag? Ist das normal? Bin ich gerade naiv?

Ich stand da mit dieser Schüssel in der Hand und merkte, dass mein Gesicht vermutlich denselben Ausdruck hatte wie bei einem komplexen Behördendokument.

Die Verkäuferin sah mich an.

Ich sah die Schüssel an.

Sie sah mich wieder an.

Ich nickte erneut. Ein analytisches Nicken

„Okay“, sagte sie.

Und ich sagte nicht „Okay“.

Ich sagte: „Maybe... a little less?“

Und in diesem Moment wusste ich: Das bin nicht ich.

Ich bin kein Mensch, der über Plastikschüsseln handelt. Ich habe in Deutschland Preise gelesen und bezahlt. Das war die Beziehung zwischen mir und dem Einzelhandel. Klar. Transparent. Ende.

Aber hier stand ich und versuchte, mit einem Gesichtsausdruck, der vermutlich eher nach Mathematik-Leistungskurs aussah als nach Marktverhandlung, den Preis zu drücken.

Sie lächelte.

Sie sagte etwas auf Khmer, das ich nicht verstand, aber der Tonfall verriet mir: Sie amüsiert sich.

Sie nannte einen neuen Preis.

Minimal niedriger.

Und plötzlich fühlte ich mich wie ein erfolgreicher Geschäftsmann.

Ich hatte gerade... vielleicht umgerechnet zwanzig Cent gespart.

Zwanzig Cent.

Und ich war innerlich stolz.

Das ist der Moment, in dem man merkt, dass Integration seltsame Formen annimmt. Man beginnt Dinge zu tun, die man früher nie getan hätte, und rechtfertigt sie sich mit dem Wort „kulturell“.

Ich kaufte die Schüssel.

Ich ging nach Hause.

Und dort stellte ich fest, dass ich eigentlich gar keine Schüssel gebraucht hatte.

Aber ich hatte verhandelt.

Und das war offenbar wichtiger.

Ich stellte die Schüssel in die Küche und betrachtete sie wie eine Trophäe. Sie war nicht besonders groß, nicht besonders schön, und sie hatte exakt die gleiche Qualität wie jede andere Plastikschüssel dieser Welt. Aber sie hatte Geschichte. Sie war das Ergebnis einer Verhandlung.

Und ich, der ich mein ganzes Leben lang Preise hingenommen hatte wie Naturgesetze, hatte plötzlich begonnen, sie zu diskutieren.

Am nächsten Tag ging ich wieder auf den Markt. Nicht, weil ich etwas brauchte, sondern weil ich dieses merkwürdige Gefühl noch einmal testen wollte. Vielleicht war es Zufall gewesen. Vielleicht war ich in einen Ausnahmezustand geraten. Vielleicht hatte die Hitze mein moralisches Verhältnis zu Festpreisen aufgeweicht.

Diesmal wollte ich Obst kaufen. Mangos. Ganz harmlose Mangos.

„How much?“ fragte ich erneut, inzwischen mit einem leicht professionellen Tonfall, den ich mir selbst kaum zutraute.

Der Preis wurde genannt.

Ich nickte wieder, dieses inzwischen vertraute analytische Nicken. In meinem Kopf rechnete es. Umrechnung. Vergleich. Wahrscheinlichkeitsanalyse. Bin ich gerade fair? Bin ich gerade Tourist? Sehe ich aus wie jemand, der keine Ahnung hat?

Und dann hörte ich mich sagen: „A little less?“

Es war nicht fordernd. Nicht aggressiv. Es war eher ein vorsichtiges Testen der eigenen Integrationsfähigkeit.

Die Verkäuferin sah mich an. Sie musterte mich kurz. Shorts. Sandalen. Brille. Leicht ernster Blick. Offenbar ein Mann, der die Sache ernst nimmt.

Sie lächelte.

Und sie sagte einen Preis, der exakt derselbe war wie zuvor.

In diesem Moment verstand ich: Verhandeln ist keine mathematische Übung. Es ist Theater. Es ist Kommunikation. Es ist Beziehung. Und ich war vermutlich ein Schauspieler mit sehr begrenztem Repertoire.

Ich lächelte ebenfalls. Ich nickte. Ich bezahlte. Und ich ging mit meinen Mangos nach Hause, ohne auch nur einen Cent gespart zu haben.

Und trotzdem fühlte es sich anders an als früher.

Früher hätte ich nie gefragt. Ich hätte den Preis gelesen, innerlich bewertet und bezahlt. Hier hatte ich gefragt. Nicht, weil ich unbedingt sparen musste, sondern weil ich lernen wollte, wie dieses System funktioniert.

Oder vielleicht, weil ich testen wollte, ob ich es kann.

Es ist seltsam, wie sich Identität in kleinen Momenten verschiebt. Nicht durch große Entscheidungen, nicht durch dramatische Lebensveränderungen, sondern durch Plastikschüsseln und Mangos. Durch diese winzigen, beinahe lächerlichen Situationen, in denen man merkt: Ich handle anders als früher.

Manchmal frage ich mich, ob ich wirklich verhandle – oder ob ich nur eine Version von mir spiele, die glaubt, jetzt kulturell flexibler zu sein. Vielleicht ist es beides. Vielleicht ist Integration nicht das Ablegen des Alten, sondern das vorsichtige Hinzufügen neuer Verhaltensweisen.

Ich werde vermutlich nie ein leidenschaftlicher Marktverhandler werden. Ich werde weiterhin innerlich kalkulieren und äußerlich höflich bleiben. Aber ich habe gelernt, dass Preise nicht überall als endgültige Wahrheit gelten. Manchmal sind sie Gesprächsanfang.

Und vielleicht ist genau das der Unterschied: In Deutschland ist der Preis ein Fakt. Hier ist er manchmal ein Vorschlag.

Ich weiß nicht, ob ich dadurch entspannter geworden bin. Aber ich weiß, dass ich heute eine Schüssel in der Küche stehen habe, die mich daran erinnert, dass Veränderung nicht laut sein muss. Manchmal reicht ein kleines „Maybe a little less?“ um festzustellen, dass man sich bewegt hat.



Kapitel 5

Stromausfall – oder: Der Moment, in dem mein innerer Deutscher keinen Plan mehr hatte

Der Strom ging nicht dramatisch aus. Es gab keinen Knall, kein Flackern, kein heldenhaftes letztes Aufleuchten der Glühbirne. Es war eher so, als hätte jemand leise entschieden, dass jetzt Pause ist. Der Ventilator stoppte mitten in seiner Drehung. Der Laptopbildschirm wurde schwarz. Der Router hörte auf zu blinken. Und ich saß da, mit einer Hand noch halb über der Tastatur, als hätte ich das letzte Wort gerade noch retten wollen.

Man denkt in solchen Momenten erstaunlich systematisch.

Zuerst überprüft man, ob es die eigene Schuld ist. Vielleicht habe ich zu viele Geräte angeschlossen. Vielleicht ist irgendwo ein Kabel locker. Vielleicht habe ich eine Sicherung übersehen. Ich stand auf, kontrollierte Steckdosen, drückte Schalter, betrachtete Mehrfachstecker, als könnte ich durch intensives Ansehen Elektrizität zurückholen.

Nichts.

Ich öffnete die Tür nach draußen. Der Nachbar saß auf seinem Plastikstuhl und fächelte sich Luft zu. Zwei Häuser weiter lachte jemand. Ein Motorroller fuhr vorbei. Niemand wirkte, als wäre gerade ein Teil der Infrastruktur zusammengebrochen.

„No power“, sagte jemand.

Das war keine Diagnose. Das war eine Feststellung.

In Deutschland hätte dieser Moment eine gewisse Schwere. Man würde automatisch davon ausgehen, dass jetzt etwas organisiert wird. Irgendwo muss es eine Stelle geben, die informiert ist. Eine Hotline. Eine Webseite mit Störungsmeldung. Eine Uhrzeit, zu der das Problem behoben sein soll.

Hier gab es nur die Hitze, die langsam deutlicher wurde, und eine Gruppe von Menschen, die offenbar beschlossen hatte, dass Stromausfall kein emotionales Großereignis ist.

Ich ging wieder hinein und setzte mich auf einen Stuhl. Ohne Ventilator. Ohne Laptop. Ohne die beruhigende Geräuschkulisse von Technik. Und ich merkte, wie mein Kopf begann, Szenarien zu produzieren.

Was ist mit dem Unterricht später?

Wie lange hält der Kühlschrank?

Muss ich Schüler informieren?

Sollte ich schon einen Plan B entwickeln?

Es ist erstaunlich, wie sehr man in Systemen denkt, wenn man es gewohnt ist, dass Systeme funktionieren. Stromausfall ist in meinem alten Leben ein Sonderfall gewesen, eine Abweichung vom Normalzustand. Hier schien er eher ein gelegentlicher Bestandteil des Alltags zu sein.

Nach etwa zwanzig Minuten wurde mir klar, dass ich nichts tun konnte. Es gab keinen Schalter, den ich noch nicht geprüft hatte. Keine Telefonnummer, die ich hätte wählen können, um den Ablauf zu beschleunigen. Es blieb nur Warten.

Warten ist eine merkwürdige Tätigkeit. Man kann sie aktiv gestalten – oder man kann sie einfach geschehen lassen. Ich entschied mich zunächst für die aktive Variante. Ich ging erneut nach draußen. Ich fragte nach. Ich versuchte herauszufinden, ob jemand mehr wusste.

Niemand wusste mehr.

„Later“, sagte jemand und lächelte.

Später.

Das ist ein Wort, das in meinem Kopf früher keine präzise Bedeutung hatte. Später war ein unscharfer Begriff. Ein Platzhalter. Heute begann ich zu verstehen, dass „später“ hier eine vollkommen legitime Zeitangabe sein kann.

Ich setzte mich schließlich neben den Nachbarn. Ohne Laptop. Ohne Notizbuch. Ohne Aufgabe. Und ich stellte fest, dass das Unangenehme nicht die Hitze war. Es war der Kontrollverlust.

In Deutschland hatte ich selten das Gefühl, dass etwas völlig außerhalb meiner Einflussmöglichkeiten liegt. Selbst wenn ich nichts direkt tun konnte, wusste ich, dass irgendwo jemand zuständig war. Hier schien Zuständigkeit weniger sichtbar.

Und dann passierte etwas Merkwürdiges: Ich hörte auf, in Minuten zu denken.

Ich sah, wie ein Kind mit einem alten Reifen spielte. Ich hörte Gespräche, die nicht hektisch waren. Ich bemerkte, dass niemand die Situation dramatisierte. Der Strom war weg. Also war er weg.

Vielleicht liegt genau darin der Unterschied. Für mich war Stromausfall ein Problem, das gelöst werden musste. Für die anderen war er ein Zustand, der vorübergehend existiert.

Nach einer Weile begann ich mich zu entspannen. Nicht, weil ich plötzlich alles verstand, sondern weil mein innerer Planungsmodus müde wurde. Es gab keinen Plan zu erstellen. Kein Formular auszufüllen. Kein System, das ich beschleunigen konnte.

Und in dieser Pause, die ich mir nicht ausgesucht hatte, wurde es tatsächlich ruhig.

Keine Benachrichtigungen.

Keine E-Mails.

Keine blinkenden Symbole.

Nur Stille.

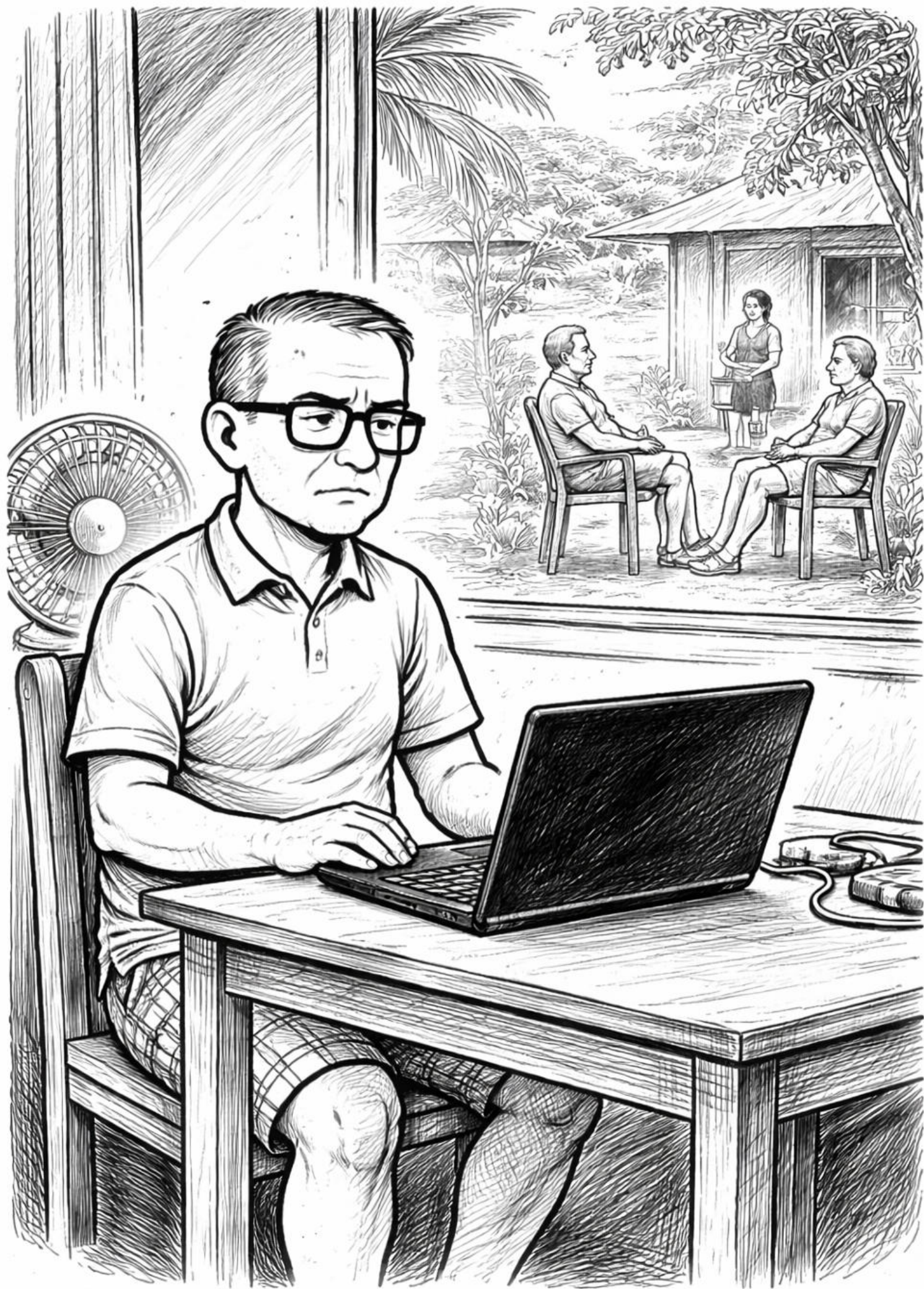
Als der Strom schließlich zurückkam, geschah es ohne Vorankündigung. Der Ventilator begann wieder zu drehen, als hätte er nie aufgehört. Der Router blinkte mit einer Energie, die fast triumphierend wirkte. Der Kühlschrank summt erneut.

Ich ging hinein, setzte mich an den Laptop und stellte fest, dass mein Dokument nicht gespeichert war.

Natürlich nicht.

Ich starrte auf den leeren Bildschirm. In Deutschland hätte ich mich vermutlich laut beschwert. Hier musste ich lachen. Nicht, weil es lustig war, sondern weil es absurd war, sich über etwas aufzuregen, das so offensichtlich außerhalb meiner Kontrolle lag.

Ich begann, den Text neu zu schreiben. Und während ich tippte, speicherte ich alle paar Minuten. Das war meine Anpassung. Keine philosophische Erkenntnis. Keine große innere Transformation. Nur eine praktische Reaktion. Vielleicht ist das die ehrlichste Form von Integration: Man wird nicht plötzlich ein anderer Mensch. Man speichert einfach häufiger.



Kapitel 6

Hitze – oder: Wie man lernt, langsamer zu werden

Ich habe früher geglaubt, Hitze sei ein vorübergehender Zustand. Etwas, das kommt, ein paar Tage bleibt und dann wieder verschwindet. Ein Sommerthema. Ein Smalltalk-Grund. Eine kollektive Beschwerdephase. In Deutschland beginnt Hitze meist mit einer Warnung: „Nächste Woche wird es sehr warm.“ Als wäre sie eine angekündigte Prüfung. Man bereitet sich innerlich vor. Man kauft Eis. Man beschwert sich vorsorglich.

Hier wird nicht gewarnt.

Hier ist Hitze kein Ereignis. Sie ist Hintergrund.

Ich erinnere mich an meine erste wirklich heiße Woche. Nicht die Art von „warm“, die man mit geöffnetem Fenster übersteht. Sondern die Art von Hitze, die morgens schon im Raum steht, bevor man selbst richtig wach ist. Man öffnet die Augen, und die Luft fühlt sich bereits benutzt an.

Mein erster Impuls war Widerstand.

Ich schloss Fenster, ich öffnete Fenster. Ich stellte Ventilatoren um, als würden sie taktische Vorteile bringen. Ich suchte nach der kältesten Ecke im Raum, als wäre sie eine strategische Position. Ich bewegte mich schneller, als könnte ich der Temperatur davonlaufen.

Man läuft der Hitze nicht davon.

Nach einigen Tagen begann mein Körper mir mitzuteilen, dass mein Tempo nicht mehr angemessen war. Nicht dramatisch. Keine Ohnmacht. Kein Zusammenbruch. Nur dieses subtile Gefühl, dass Energie hier anders verteilt werden muss.

In Deutschland war ich gewohnt, Leistung unabhängig von Wetter zu denken. Ob 5 Grad oder 28 – man funktioniert. Man plant. Man erledigt. Hier merkte ich, dass Planung allein nicht ausreicht. Man muss mit dem Klima rechnen.

Ich setzte mich an meinen Laptop, bereit zu arbeiten, konzentriert wie immer. Zehn Minuten später merkte ich, dass ich langsamer dachte. Nicht schlechter. Nicht weniger klar. Nur weniger schnell. Als hätte jemand die innere Drehzahl reduziert.

Und das irritierte mich.

Nicht, weil ich erschöpft war. Sondern weil ich es nicht gewohnt war, dass äußere Bedingungen meine Geschwindigkeit bestimmen.

Ich begann, die Tage anders einzuteilen. Früher aufstehen. Die produktiven Phasen in die Stunden legen, in denen die Hitze noch nicht vollständig Besitz ergriffen hatte. Mittags Pausen akzeptieren, ohne sie als Schwäche zu betrachten. Am Anfang fühlte sich das wie Nachgeben an. Später verstand ich, dass es Anpassung war.

Es gibt eine bestimmte Art von Stolz, die mit Effizienz verbunden ist. Man ist schnell. Man ist organisiert. Man verliert keine Zeit. Hitze macht diesem Stolz wenig Eindruck. Sie verlangsamt ohne Diskussion.

Ich saß eines Nachmittags draußen im Schatten, ohne Aufgabe, ohne Plan, einfach nur, weil Bewegung keinen Sinn ergab. Und ich beobachtete, wie andere genau das taten – nicht widerwillig, sondern selbstverständlich. Niemand schien gegen die Temperatur zu kämpfen. Niemand tat so, als ließe sich das Klima durch Willenskraft beeinflussen.

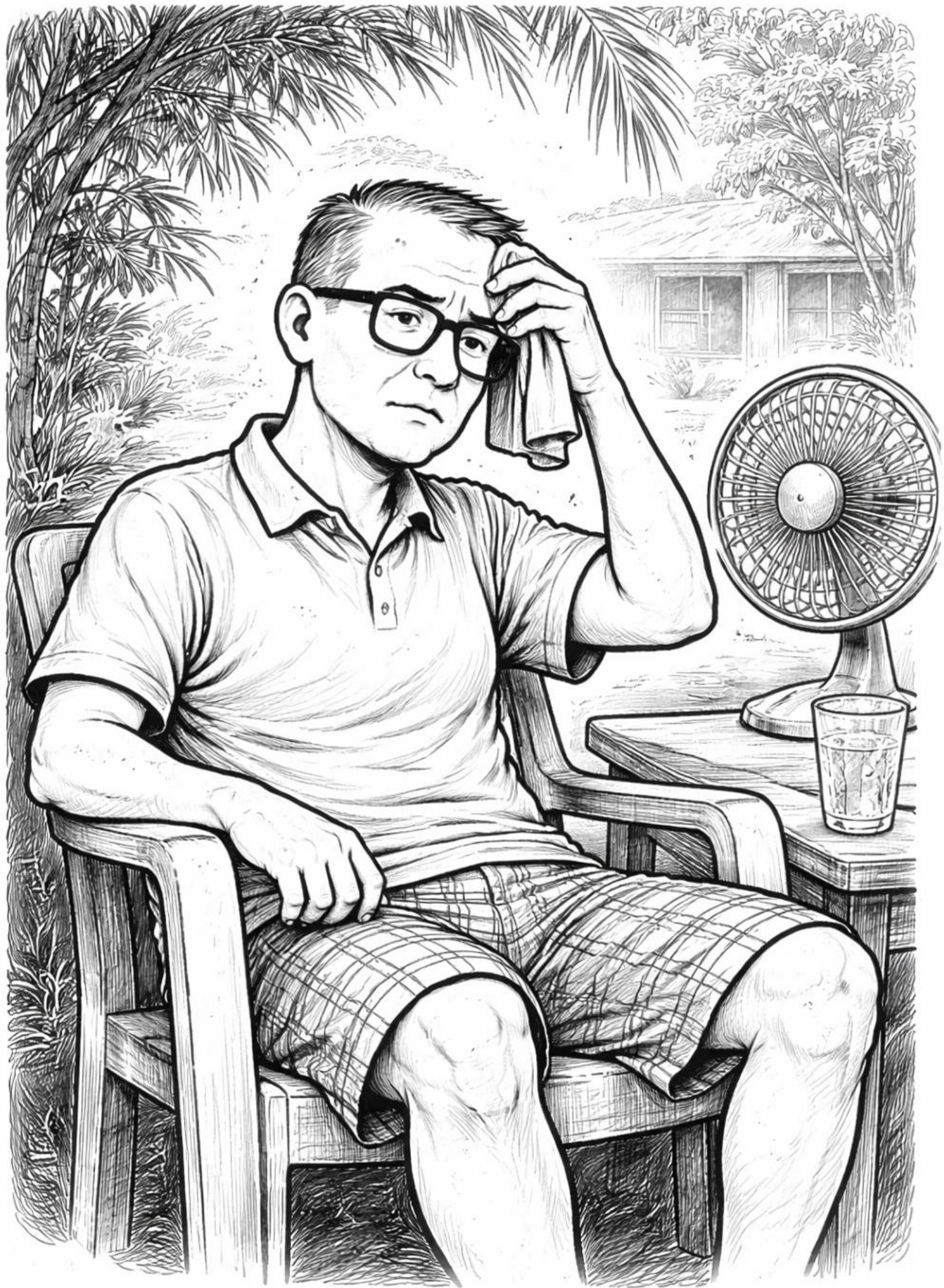
Vielleicht ist das der eigentliche Unterschied: In Deutschland versucht man, Bedingungen zu kontrollieren. Hier akzeptiert man sie schneller.

Ich habe lange gebraucht, um nicht jede langsame Phase als Ineffizienz zu interpretieren. Man ist nicht weniger produktiv, wenn man sich anpasst. Man ist nur realistischer.

Heute sehe ich 28 Grad anders. Früher war das Anlass zur Klage. Heute ist es beinahe angenehm. Nicht, weil ich Hitze liebe. Sondern weil mein Maßstab sich verschoben hat.

Die Hitze hat mich nicht verändert wie eine große Lebensentscheidung. Sie hat mich verändert in kleinen, unspektakulären Schritten. Ich plane anders. Ich erwarte weniger von meinem eigenen Tempo. Ich speichere Energie für die richtigen Momente.

Und vielleicht ist das die ehrlichste Lektion dieses Klimas: Man kann nicht alles beschleunigen. Manche Dinge muss man durchstehen, ohne sie zu dramatisieren. Man bewegt sich weiter, nur eben nicht immer im gleichen Takt wie früher. **Wenn ich heute in Deutschland von „extremen Temperaturen“ höre, lächle ich nicht herablassend. Ich lächle, weil ich weiß, wie relativ Wahrnehmung ist. Hitze ist kein moralisches Problem. Sie ist einfach da.**



Kapitel 7

Sprache – oder: Warum „gleich“ alles und nichts bedeutet

Ich dachte früher, ich spreche Deutsch.

Also richtig.

Mit Nebensätzen. Mit Kommas. Mit klarer Struktur. Ich war stolz auf meine Fähigkeit, einen Satz so zu bauen, dass er am Ende noch wusste, wie er angefangen hatte.

Dann kam ich hierher.

Und plötzlich merkte ich: Sprache ist nicht nur Grammatik. Sprache ist Erwartung. Tonfall. Geschwindigkeit. Und manchmal – höfliches Weglassen.

In Deutschland bedeutet „gleich“ ungefähr: in wenigen Minuten. Vielleicht fünf. Vielleicht zehn. Man schaut auf die Uhr. Man rechnet.

Hier bedeutet „gleich“: Beruhig dich. Es passiert irgendwann.

Und ich meine das nicht ironisch. Ich meine das wörtlich.

Am Anfang hat mich das wahnsinnig gemacht. Ich saß da, wartete, schaute wieder auf die Uhr, und innerlich lief eine deutsche Excel-Tabelle mit Verspätungsprotokoll.

„Sie haben gesagt gleich.“

„Ja.“

„Aber das ist jetzt 40 Minuten her.“

„Ja.“

Und dann dieses Lächeln. Dieses freundliche, völlig entspannte Lächeln, das nicht einmal im Ansatz das Bedürfnis verspürt, sich für Zeit zu rechtfertigen.

Ich habe lange gebraucht, um zu verstehen, dass Sprache hier nicht dazu da ist, exakte Zeitfenster zu definieren. Sie ist dazu da, Druck rauszunehmen.

Wenn jemand sagt „kein Problem“, dann heißt das nicht unbedingt, dass es kein Problem gibt. Es heißt: Wir machen jetzt keins daraus.

In Deutschland ist Sprache oft präzise, manchmal scharf, manchmal direkt. Man sagt, was man denkt. Und wenn man etwas nicht gut findet, sagt man es ebenfalls. Klar. Deutlich. Gerne auch mit Begründung.

Hier ist Direktheit... sagen wir mal... dosierter.

Ich erinnere mich an einen Moment, in dem ich eine klare Antwort wollte. Eine einfache Ja-oder-Nein-Situation. Stattdessen bekam ich ein Lächeln und eine Antwort, die ungefähr bedeutete: „Wir schauen.“

„Schauen“ ist hier ein Universum.

Es kann heißen: Ja.

Es kann heißen: Nein.

Es kann heißen: Vielleicht.

Es kann heißen: Bitte hör auf zu fragen.

Als Deutscher möchte man das sortieren. Kategorisieren. In Tabellen einordnen.

Aber Sprache hier entzieht sich Tabellen.

Und dann merkte ich irgendwann etwas Unangenehmes: Vielleicht ist unsere deutsche Klarheit nicht immer nur Stärke. Vielleicht ist sie manchmal auch... ein bisschen grob.

Ich habe gelernt, dass man Dinge sagen kann, ohne sie frontal auf den Tisch zu knallen. Dass ein Lächeln manchmal mehr bewegt als ein korrekt formulierter Einwand mit drei Nebensätzen.

Und trotzdem – ich bleibe Deutscher.

Wenn mir etwas unlogisch erscheint, dann sehe ich es. Wenn etwas nicht zusammenpasst, dann juckt es mich. Ich kann das nicht einfach mit einem „wir schauen“ weglächeln.

Das ist vielleicht der eigentliche Humor in meinem Alltag: Ich sitze in Shorts unter Palmen und diskutiere innerlich über Satzstruktur.

Ich erkläre online Schülern den Unterschied zwischen „obwohl“ und „trotzdem“, während draußen jemand „gleich“ sagt und es nicht eilig hat.

Zwei Welten.

Und ich stehe dazwischen.

Manchmal korrigiere ich deutsche Direktheit.

Manchmal korrigiere ich meine eigene Ungeduld.

Und manchmal denke ich: Vielleicht ist Sprache gar nicht dazu da, alles exakt zu definieren. Vielleicht ist sie nur dazu da, miteinander klarzukommen.

Und wenn ich heute jemanden höre, der sagt: „Das machen wir gleich“, dann atme ich tief durch, lehne mich zurück und denke:

Gut.

Dann haben wir ja Zeit.

Wir schauen.



Kapitel 8

Essen – oder: Warum ich irgendwann aufgehört habe zu fragen

Ich habe früher geglaubt, ich sei offen. Wirklich offen. Kulinarisch flexibel. Experimentierfreudig. Ich habe in Deutschland Sushi gegessen, Tapas probiert, vietnamesische Suppe bestellt und mich dabei für weltgewandt gehalten. Ich war überzeugt, ich sei kein Spießer, was Essen betrifft.

Dann kam ich hierher.

Und plötzlich stellte ich fest, dass Offenheit eine sehr relative Größe ist. Offen ist man so lange, bis man nicht mehr genau weiß, was auf dem Teller liegt.

Der erste Fehler war, zu fragen.

„Was ist das?“

Das ist eine zutiefst deutsche Frage. Präzise. Sachlich. Informationsorientiert. Ich möchte wissen, womit ich es zu tun habe. Fleisch? Fisch? Gemüse? Welches Tier? Welcher Teil? Wie zubereitet?

Die Antwort war oft ein Lächeln.

Ein freundliches, warmes, vollkommen nutzloses Lächeln.

„Chicken.“

Ich nickte. Gut. Huhn. Huhn ist unproblematisch. Huhn kenne ich. Huhn ist berechenbar. Ich nahm einen Bissen. Es schmeckte... interessant. Textur anders. Gewürz anders. Konsistenz nicht ganz das, was ich aus deutschen Supermarkt-Erfahrungen kannte.

„Welcher Teil vom Huhn?“

Noch ein Lächeln.

In Deutschland bedeutet Essen Kontrolle. Man liest Zutatenlisten. Man kennt Begriffe. Man weiß, was man bestellt. Man kann reklamieren, wenn etwas nicht passt. Hier bestellte ich irgendwann einfach – und hoffte.

Ich habe einmal den Fehler gemacht, nach „nicht scharf“ zu fragen.

„No spicy.“

Großes Nicken. Freundlich. Zustimmend.

Das Essen kam. Ich nahm den ersten Bissen. Innerhalb von Sekunden hatte ich das Gefühl, mein gesamtes Gesicht würde von innen neu strukturiert. Meine Augen tränkten. Mein Hals brannte. Mein Gehirn überlegte, ob es eine offizielle Kategorie für „mild“ und „Feuerprobe“ gibt.

Ich sah auf. Lächeln.

„Not spicy.“

In diesem Moment verstand ich, dass „nicht scharf“ ein flexibler Begriff ist. In etwa so flexibel wie „gleich“.

Ich begann zu lernen, nicht alles zu hinterfragen. Nicht, weil ich aufgegeben hatte. Sondern weil ich merkte, dass mein Bedürfnis nach exakter Deklaration hier nicht die höchste Priorität hatte.

Es gibt eine bestimmte deutsche Angewohnheit: Wir analysieren. Wir sortieren. Wir benennen. Wenn ich online Grammatik unterrichte, zerlege ich Sätze in Bestandteile, erkläre Funktionen, definiere Unterschiede zwischen „obwohl“ und „trotzdem“. Ich brauche Klarheit.

Und dann sitze ich vor einer Schüssel, in der Dinge schwimmen, deren genaue Identität ich nicht feststellen kann.

Die Ironie ist nicht subtil.

Ich erkläre jemandem den Unterschied zwischen Akkusativ und Dativ, während ich selbst nicht sicher bin, ob ich gerade ein Tier, eine Pflanze oder eine kulinarische Überraschung esse.

Einmal saß ich an einem Tisch mit mehreren Schüsseln. Alle aßen entspannt. Ich beobachtete erst einmal. Man will ja nicht auffallen. Man will nicht der Deutsche sein, der alles hinterfragt.

„Is good,“ sagte jemand.

Das ist eine der gefährlichsten Aussagen im Zusammenhang mit Essen. „Gut“ ist kein präziser Wert. „Gut“ kann alles bedeuten. Interessant. Intensiv. Unvergesslich. Herausfordernd.

Ich probierte.

Es war nicht schlecht. Es war nur... neu. Und während ich kaute, lief in meinem Kopf eine Art inneres Protokoll.

Geschmack: intensiv.

Konsistenz: unerwartet.

Temperatur: sehr warm.

Schärfe: definitiv nicht „no spicy“.

Ich nickte tapfer.

Es gibt eine Grenze zwischen Offenheit und Selbstschutz. Und ich habe diese Grenze mehrmals getestet. Nicht aus Mut. Sondern aus Höflichkeit. Man will ja nicht der komplizierte Ausländer sein, der bei jeder Speise ein Formular ausfüllen möchte.

In Deutschland hätte ich wahrscheinlich gefragt: „Ist das Bio?“

Hier fragte ich irgendwann nur noch: „Sehr scharf?“

Und selbst das sagte ich mit einer Mischung aus Hoffnung und Resignation.

Interessant ist, dass man sich gewöhnt. Nicht sofort. Nicht dramatisch. Aber schrittweise. Dinge, die am Anfang radikal wirkten, werden normal. Schärfe wird relativ. Gewürze werden vertraut. Und irgendwann merkt man, dass man nicht mehr jede Zutat identifizieren muss, um entspannt zu essen.

Vielleicht ist Essen hier weniger Analyse und mehr Vertrauen.

In Deutschland vertraut man der Verpackung. Hier vertraut man dem Koch.

Und ich, der ich mein ganzes Leben Struktur und Definition geschätzt habe, musste lernen, einen Teller zu akzeptieren, ohne ihn vollständig zu verstehen.

Das klingt philosophischer, als es ist.

Es ist schlicht eine Frage der Kontrolle.

Man kann nicht in jedem Lebensbereich präzise sein. Manchmal sitzt man in Shorts an einem Plastiktisch, schwitzt leicht, sieht auf eine dampfende Schüssel und denkt: Gut. Dann eben nicht alles wissen.

Und wenn ich heute in Deutschland jemanden höre, der sich über „zu exotisches Essen“ beschwert, muss ich innerlich schmunzeln. Nicht arrogant. Nur wissend.

Das ist Hühnchen, ja?
Also... komplett Hühnchen?



Kapitel 9

Status – oder: Vom Hoteldirektor zum Mann in Shorts

Ich habe lange geglaubt, Status sei etwas Solides. Etwas, das man sich erarbeitet und das dann bleibt. Ein Titel. Eine Position. Ein Büro mit Tür. Eine Visitenkarte, auf der mehr steht als nur ein Name.

In Italien war ich Hoteldirektor. Das klingt größer, als es sich anfühlte – aber es hatte Gewicht. Man war verantwortlich. Man entschied. Man plante. Man organisierte. Man wurde gefragt.

Man stand morgens auf und wusste: Hier laufen Dinge, weil ich sie laufen lasse.

Es gab Meetings. Zeitpläne. Budgets. Personalgespräche. Beschwerden, die man löste. Gäste, die man beruhigte. Entscheidungen, die Wirkung hatten. Man war Teil eines Systems, das auf Struktur beruhte.

Und dann, viele Jahre später, sitze ich in Shorts auf einem Plastikstuhl und erkläre online den Unterschied zwischen „als“ und „wenn“.

Niemand fragt nach meinem früheren Titel.

Niemand interessiert sich für meine Hotelgröße.

Niemand weiß, wie viele Zimmer ich einmal verantwortet habe.

Ich bin einfach nur: Heiko. Mit Laptop. Mit Internetverbindung – wenn der Strom mitspielt.

Status ist ein erstaunlich flüchtiges Konstrukt. Er funktioniert hervorragend innerhalb eines Systems. Verlässt man dieses System, verdampft er.

In Italien war ich „Direttore“.

Hier bin ich „Teacher“.

Manchmal bin ich einfach nur „der Ausländer in Shorts“.

Und das ist kein Drama. Es ist nur... entlarvend.

Man trägt seine Geschichte im Kopf, aber sie leuchtet nicht über einem wie ein Schild. Man muss sie auch nicht ständig erwähnen. Es interessiert schlicht niemanden.

Ich habe am Anfang gemerkt, wie mein innerer Lebenslauf noch mit mir sprach.

„Du warst verantwortlich.“

„Du hattest Struktur.“

„Du hattest ein Team.“

Und dann sitze ich hier und kämpfe mit einer WLAN-Verbindung.

Die Ironie ist nicht subtil.

Früher habe ich Hotels organisiert.

Heute organisiere ich meine Router-Neustarts.

Früher hatte ich Mitarbeitergespräche.

Heute erkläre ich einem Schüler, warum „weil“ das Verb nach hinten schiebt.

Und doch – es ist nicht weniger anspruchsvoll. Nur anders sichtbar.

Status ist in Europa oft laut. Titel, Position, Hierarchie. Man weiß, wo man steht. Hier ist vieles flacher. Man misst Menschen nicht automatisch an ihrer Berufsbezeichnung. Man misst sie daran, wie sie sich verhalten.

Und ich musste lernen, dass mein früheres „Direktor“ hier ungefähr denselben praktischen Wert hat wie eine alte Hotelkarte im Geldbeutel.

Nichts.

Das kann kratzen, wenn man ehrlich ist.

Man hat Jahrzehnte Verantwortung getragen. Man hat Entscheidungen getroffen, die Auswirkungen hatten. Und plötzlich ist man ein Mann mit Laptop, Sandalen und einem Plastikstuhl.

Aber vielleicht liegt genau darin die Freiheit.

Niemand erwartet, dass ich funktioniere wie früher. Niemand erwartet, dass ich repräsentiere. Niemand erwartet eine bestimmte Rolle.

Ich bin nicht mehr Position. Ich bin Person.

Und das ist ungewohnt.

Es ist auch ein bisschen komisch, wenn man darüber nachdenkt. Da habe ich jahrelang gelernt, Systeme zu optimieren, Abläufe zu verbessern, Effizienz zu steigern – und jetzt sitze ich da und lache über meinen eigenen Router, der wieder blinkt wie ein nervöses Haustier.

Früher hätte ich vielleicht gedacht: Das ist ein Abstieg.

Heute weiß ich: Es ist eine Verschiebung.

Status ist relativ. Verantwortung bleibt – nur in anderer Form. Früher waren es Mitarbeiter und Gäste. Heute sind es Schüler, die darauf vertrauen, dass ich ihnen etwas beibringe.

Und vielleicht ist das der ehrlichere Kern: Ich war nie wirklich „Direktor“. Ich war jemand, der gern organisiert, erklärt, strukturiert. Das mache ich heute noch. Nur ohne Visitenkarte mit Goldrand.

Wenn ich in Shorts sitze und unterrichte, wirkt das äußerlich lässig. Aber innerlich arbeite ich genauso konzentriert wie früher. Nur dass niemand das von außen als „Status“ erkennt.

Vielleicht ist das sogar ganz gesund.

Man wird entkleidet. Nicht von Würde. Sondern von Etiketten.

Und wenn ich ehrlich bin, ist es auch befreiend, dass niemand erwartet, dass ich eine Rolle spiele.

Ich bin kein Titel mehr.

Ich bin kein Direttore.

Ich bin kein „Herr Direktor“.

Ich bin einfach Heiko mit einem Laptop.

Und vielleicht reicht das.

Direttore?
Heute erkläre ich Dativ.



Kapitel 10

Gelassenheit – oder: Warum mein innerer Organisator hier langsam durchdreht

Ich habe mein ganzes Berufsleben organisiert. Wirklich organisiert. Nicht dieses halbherzige „Wir schauen mal“, sondern echte Struktur. Zeitpläne, Dienstpläne, Budgetpläne, Ablaufpläne. In einem Hotel kann man nicht improvisieren wie in einem Improvisationstheater. Da kommen Gäste. Die erwarten, dass etwas funktioniert. Nicht irgendwann. Sondern jetzt.

Ich war nicht nur Direttore, ich war auch Problemlöser. Wenn etwas schiefging, wurde es sofort geradegezogen. Wenn jemand zu spät kam, wurde das registriert. Wenn etwas nicht vorbereitet war, wurde das nicht als „Charaktereigenschaft“ akzeptiert, sondern als Fehler.

Struktur ist kein Hobby. Sie ist Überlebensstrategie.

Und dann sitzt du plötzlich in einem Land, in dem Struktur zwar existiert, aber nicht auf dieselbe Weise. Man organisiert – aber nicht mit der gleichen Dringlichkeit. Man plant – aber mit einem größeren Spielraum. Und ich merkte relativ schnell, dass mein innerer Organisator hier ein bisschen wie ein deutscher Schäferhund in einem buddhistischen Tempel wirkt.

Er läuft herum. Wachsam. Bereit einzugreifen. Und niemand braucht ihn.

Ich erinnere mich an eine Situation, in der wir etwas „später“ erledigen wollten. Ich fragte vorsichtig: „Wann genau?“ Ich meinte das nicht aggressiv. Ich meinte das ernst. Ich wollte planen. Ich wollte wissen, ob ich davor noch etwas anderes unterbringen kann. Mein Gehirn arbeitet in Zeitfenstern.

Die Antwort war: „Später.“

Nicht 15 Uhr. Nicht 17 Uhr. Nicht „in einer Stunde“. Sondern dieses herrlich elastische Wort.

Später.

In meinem Kopf begann sofort die Berechnung. Später kann alles sein. Später kann in zehn Minuten sein. Später kann morgen sein. Später kann... vielleicht auch einfach nie sein.

Ich merkte, wie mein Puls minimal anstieg. Nicht aus Wut. Sondern aus Ungewissheit.

Ungewissheit ist für einen Organisator schlimmer als schlechte Planung. Mit schlechter Planung kann man arbeiten. Mit Ungewissheit nicht.

Aber während ich innerlich begann, Zeitachsen zu zeichnen, saß mein Gegenüber völlig entspannt da. Keine Nervosität. Kein Druck. Keine Angst, etwas zu verpassen.

Ich begann zu verstehen, dass Gelassenheit hier keine Faulheit ist. Sie ist Priorisierung. Man regt sich nicht über alles auf. Man lässt Dinge geschehen. Und wenn sie nicht geschehen, dann geschieht eben etwas anderes.

In Italien war ich das Gegenteil davon. Wenn ein Lieferant zu spät kam, wurde telefoniert. Wenn ein Mitarbeiter nicht erschien, wurde sofort Ersatz organisiert. Man wartete nicht einfach und schaute in den Himmel.

Hier lernte ich warten.

Nicht heroisch. Nicht meditativ. Sondern schlicht, weil es keine Alternative gab.

Ich habe irgendwann gemerkt, dass meine Ungeduld oft gar nichts löst. Sie ist ein innerer Reflex. Ein Überbleibsel aus einem System, in dem Schnelligkeit belohnt wird. Hier wird Schnelligkeit nicht immer belohnt. Manchmal wird Geduld belohnt. Oder zumindest nicht bestraft.

Ich saß einmal an einem Tisch und wartete auf eine Entscheidung. Ich hatte alles vorbereitet. Argumente sortiert. Optionen durchdacht. Eventualitäten einkalkuliert. Und die Antwort war... ein Lächeln.

Nicht ablehnend. Nicht zustimmend. Nur ein Lächeln.

In diesem Moment wurde mir klar: Ich kann hier nicht mit derselben Taktik arbeiten wie früher. Mein innerer Direttore wollte Klarheit, Struktur, Ergebnis. Aber das Leben hier funktioniert nicht wie ein Hotelbetrieb.

Und das ist vielleicht auch gut so.

Man kann nicht immer optimieren. Man kann nicht jeden Prozess verschlanken. Man kann nicht jede Unklarheit beseitigen. Manchmal ist das Leben einfach nicht als Projekt gedacht.

Ich habe mich lange gefragt, ob meine Art zu denken hier zu scharf ist. Ob meine Direktheit manchmal mehr irritiert als hilft. Ich bin es gewohnt, Dinge anzusprechen. Hier werden Dinge manchmal umkreist.

Und das ist kein Mangel. Es ist eine andere Form von Kommunikation.

Ich habe angefangen, meine Sätze weicher zu formulieren. Nicht, weil ich meine Meinung geändert hätte. Sondern weil ich gemerkt habe, dass Lautstärke nicht immer Effizienz bedeutet.

Gelassenheit ist hier kein Luxus. Sie ist Normalzustand.

Ich hingegen musste sie lernen.

Ich musste lernen, dass nicht jede Verzögerung eine Katastrophe ist. Dass nicht jede Unklarheit sofort beseitigt werden muss. Dass man auch leben kann, ohne jede Variable zu kontrollieren.

Und ich musste vor allem lernen, dass mein früherer Status mir hier nicht hilft, Dinge schneller zu machen. Ich kann nicht sagen: „Ich war Direttore.“ Das beeindruckt niemanden. Und das ist wahrscheinlich die gesündeste Lektion überhaupt.

Man wird reduziert. Nicht auf Bedeutungslosigkeit. Sondern auf Persönlichkeit.

Und vielleicht ist das der eigentliche Kern: Gelassenheit ist keine Schwäche. Sie ist eine Entscheidung, nicht jeden inneren Alarm ernst zu nehmen.

Ich werde nie komplett gelassen sein. Mein innerer Organisator wird immer ein bisschen mitlaufen.

Aber er bellt nicht mehr bei jedem „später“.

Und das ist vermutlich Fortschritt.

Nur ungefähr –
wann genau ist später?



Kapitel 11

Online unter Palmen – oder: Das romantischste Missverständnis meines Lebens

Es gibt dieses Bild. Ich kenne es gut. Andere haben es von mir. Ein Mann in Shorts unter Palmen, Laptop aufgeklappt, Sonne im Hintergrund, vielleicht ein leichtes Lächeln. Arbeiten im Paradies. Unterricht zwischen Kokosnüssen. Freiheit, Wärme, Lebenskunst.

Die Wahrheit ist etwas weniger fotogen.

Ja, ich sitze in Shorts. Das ist korrekt. Das ist allerdings weniger ein Ausdruck von Exotik als eine rein klimatische Notwendigkeit. Niemand trägt bei dieser Temperatur freiwillig ein Sakko, um Konjunktiv II zu erklären.

„Online unter Palmen“ klingt wie ein Wellness-Angebot. Als würde ich zwischen zwei Zoom-Meetings ins Meer springen und danach mit einem Smoothie in der Hand ein bisschen Dativ korrigieren.

In der Realität beginnt der Tag oft mit der Frage: Funktioniert das Internet?

Das ist kein poetischer Gedanke. Das ist ein technischer.

Ich starte den Router. Ich schaue auf blinkende Lichter, als wäre ich ein kleiner Flughafen-Tower, der auf Freigabe wartet. Manchmal läuft alles stabil. Manchmal entscheidet die Verbindung, heute kreativ zu sein.

Dann sitze ich da, Kopfhörer auf, Schüler auf dem Bildschirm, und erkläre ernsthaft den Unterschied zwischen „als“ und „wenn“, während draußen ein Motorroller vorbeifährt, der akustisch ungefähr die Lautstärke eines startenden Kleinflugzeugs erreicht.

Palmen sind übrigens keine Geräuschkämmung.

Es gibt diesen Mythos, dass man hier entspannter arbeitet. Ich würde sagen: Man arbeitet anders. Aber entspannter? Das hängt stark davon ab, ob der Strom gerade mitmacht.

Einmal war ich mitten in einer komplexen Erklärung. Ich hatte gerade mit ernster Stimme gesagt: „Das ist grammatikalisch entscheidend.“ Und genau in diesem Moment wurde der Bildschirm schwarz.

Ich saß dann allein mit meinem grammatikalisch entscheidenden Satz.

Palmen im Hintergrund. Stille. Kein Schüler.

Das ist der Moment, in dem man sehr würdevoll wirken möchte – aber nur auf einen Router starrt.

Viele stellen sich vor, ich arbeite halbtags. Vormittags ein bisschen Unterricht, nachmittags Strand. Das klingt gut. Das verkauft sich gut. Es hat nur mit meinem Alltag ungefähr so viel zu tun wie eine Postkarte mit einem Hotelbetrieb.

Online-Unterricht ist nicht weniger ernst als Präsenzunterricht. Vielleicht sogar konzentrierter. Man sieht jedes Stirnrunzeln, jedes Zögern, jedes leichte Unverständnis direkt auf dem Bildschirm. Man muss reagieren. Schnell. Klar. Präzise.

Und das alles bei Temperaturen, bei denen ein deutscher Herbst bereits als „extrem warm“ gelten würde.

Ja, ich sitze unter Palmen. Aber Palmen ersetzen keine Disziplin.

Manchmal denke ich, das eigentliche Missverständnis liegt im Wort „unter“. Es klingt, als würde ich wirklich draußen sitzen, barfuß im Sand, Laptop auf den Knien. In Wahrheit sitze ich meistens drinnen, mit Ventilator, Kopfhörer, Kabeln, und einem Tisch, der seine besten Jahre hinter sich hat.

Romantik ist eine Perspektivfrage.

Ich hatte in Italien Büros. Echte Büros. Mit Schreibtisch, mit Tür, mit Meetings. Heute habe ich eine stabile Internetverbindung – an guten Tagen. Und Schüler aus aller Welt, die erwarten, dass ich vorbereitet bin. Und das bin ich auch.

Es ist nur weniger Instagram und mehr Realität.

Und trotzdem – ich würde es nicht tauschen.

Nicht, weil es paradiesisch ist. Sondern weil es ehrlich ist.

Ich habe keinen Titel mehr, der Eindruck macht. Ich habe keine Hotelrezeption im Rücken. Ich habe keinen Anzug. Ich habe Shorts.

Und ich erkläre trotzdem Grammatik mit derselben Ernsthaftigkeit wie früher Budgetzahlen.

Vielleicht ist genau das die Pointe: Das Setting ändert sich. Die Arbeit bleibt Arbeit.

Online unter Palmen klingt nach Urlaub.

In Wirklichkeit ist es einfach nur Unterricht – mit besserem Hintergrund.

So.

Das ist ironisch.

Nicht kitschig.

Nicht sentimental.

Und eindeutig dein Ton.

Paradies?

Warte kurz... ich starte nur
schnell den Router neu.



Nachwort

Wenn Sie bis hierhin gelesen haben, dann haben Sie entweder viel Geduld – oder Sie wollten unbedingt wissen, ob ich irgendwann doch noch im Anzug unter einer Palme auftauche.

Spoiler: Nein.

Dieses Buch war für mich kein Projekt, das man strategisch plant. Es war eher eine Reaktion. Auf Erwartungen. Auf romantische Vorstellungen. Auf diese kleine, hartnäckige Idee, dass ein Leben unter Palmen automatisch leichter sein muss.

Es ist nicht leichter.

Es ist anders.

Ich habe lange organisiert, geführt, geplant. Ich habe Verantwortung getragen, Entscheidungen getroffen, Zahlen im Blick gehabt. Heute trage ich Kopfhörer, erkläre Grammatik und hoffe, dass das Internet hält.

Und doch ist der Kern derselbe geblieben: Disziplin, Klarheit, Ernsthaftigkeit – nur in einer Umgebung, die weniger geschniegelt ist.

Vielleicht ist das die eigentliche Pointe dieses Buches: Der Ort verändert den Menschen. Aber er ersetzt ihn nicht.

Ich bin nicht ausgewandert, um nichts zu tun.

Ich arbeite.

Nur eben ohne Krawatte.

Und wenn in diesen Seiten ein bisschen Ironie steckt, dann nicht, weil ich alles lächerlich finde – sondern weil man sich selbst nicht zu ernst nehmen sollte. Vor allem nicht, wenn man im tropischen Klima versucht, deutsche Präzision aufrechtzuerhalten.

Falls Sie beim Lesen gelacht haben: gut.

Falls Sie sich wiedererkannt haben: noch besser.

Und falls Sie immer noch glauben, „Online unter Palmen“ sei ein Dauerurlaub –

Dann lade ich Sie herzlich ein, einmal einen Tag mit mir zu tauschen.

Router inklusive.

Über den Autor

Heiko R. lebt seit mehreren Jahrzehnten im Ausland und ist seit über vierzig Jahren nicht mehr in Deutschland ansässig. Nach einer langen beruflichen Laufbahn – unter anderem in leitender Position im Hotelmanagement in Italien – entschied er sich für einen neuen Weg.

Heute unterrichtet er Deutsch online und begleitet Lernende aus aller Welt – vom Alltagsdeutsch bis zur medizinischen Fachsprache. Seine Arbeit ist strukturiert, präzise und alles andere als improvisiert, auch wenn das Umfeld manchmal tropisch wirkt.

Bekannt ist er für seine direkte Art, seine klare Sprache und eine gewisse deutsche Beharrlichkeit – selbst in Shorts.

Er lebt und arbeitet in Kampot, Kambodscha.

Und nein – es ist kein Dauerurlaub.